

Die Zelle West

Nr. 1

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Ein Sturmvogel.

Roman von Hernt Ele.

Das große Auswandererschiff fuhr in östlicher Richtung die Südküste von Norwegen entlang.

Es war früh am Morgen. Landeinwärts sah man die Berge im ersten, rosig dämmern den Tagesschein daliegen. Das Wasser unten am Strande war bleigrün und trübe, dann und wann blühten scharfe weiße Schamflocken auf, wenn die Wellen sich an den Steinen brachen. In dunklen, verschwommenen Umrissen ragte hier und da zwischen den schlappen ein seltsam gewundener Nichtenstamm empor oder man sah die hellen Manern eines einsamen Hauses leuchten.

Ruhig und gleichmäßig glitt der Dampfer auf der blauen, breitrückigen Dünung dahin und hob sich bei jeder großen Welle. Aber es lag jetzt eine gewisse Ruhe in seiner Bewegung, das große schwerfällige Ungeheuer schaute nicht mehr so wie draußen auf offener See, es war, als ob es jetzt in der Nähe des Landes nur noch schwer atmete nach dem harten Kampf.

Und das Getöse der Brandung drang nicht mehr wie eintöniges Klausen vom Strande herüber, man konnte deutlich hören, wie die Wellen plätscherten und züchten, wenn sie gegen die Steine schlugen und dazwischen Hang es wieder wie ein dumpfes gurgelndes Stöhnen.

Alles war so still, an Bord und ringsum. Auf der Kommandobrücke standen zwei Männer. Der eine holte tief Atem und sagte: „Nest spürt man den Sengeruch. Sie sind gerade beim Nähen.“

Kurze Zeit darauf fragte er ohne sich umzusehen:

„Werkten Sie den Sengeruch nicht?“

Als er keine Antwort bekam, wandte er sich um und sah nun, daß der andere verschwunden war.

„Steuermann, lernen Sie denn den Sengeruch nicht?“

„Nein.“ antwortete der Däne.

Der andere, der jetzt die Treppe zum Deck hinabstieg, war Kapitän Bugge.

Er hatte schon seit ein paar Stunden droben auf der Kommandobrücke gestanden, bis jemand kam und sich neben ihn stellte. Als er dann anfing zu schlafen, ging Bugge fort.

Das Hinterdeck war voll von Passagieren, Männern und Frauen. Sie standen einzeln oder in Gruppen umher, einige weinten leise vor sich hin, andere sprachen mit gedämpfter Stimme und zeigten dann und wann nach dem Lande herüber.

Bugge ging an ihnen vorbei, bis er an das hinterste Ende des Schiffes kam. Hier war er wieder allein und ließ sich auf eine Lauerolle nieder.

Ganz in sich zusammengesunken saß er da, den Kopf so tief herabgebengt, daß sein Gesicht fast in dem weit offen stehenden Mantel verschwand.

Er war nicht müde, obgleich er die ganze Nacht an Deck geweilt war, aber ihn anfüllten trübe Gedanken und in seiner Brust stach und hämmerte es.

Es war über ihn gekommen, wie er so da gestanden hatte und das Land immer deutlicher hervortreten sah. Er hatte versucht, es von sich abzuschütteln, an andere Sachen zu denken, die ja so nahe lagen, in diesem Augenblick, wo er die norwegische Küste zum erstenmal seit fünf Jahren wieder sah. Aber es ließ ihn nicht los, es brach immer wieder durch und jedesmal mit größerer Gewalt.

Es war eine Kindheits Erinnerung, über die er nicht hinwegkamte, die mit unerbittlicher Wirklichkeit in sein Leben hineingriff - so öde und grau wie die norwegische Küste dort hinten in ihrer morgenschüblernen Farblosigkeit.

Wie ein scharfes Messer schnitt sie in all seine Gedanken und Gefühle hinein und stand so hart und klar vor ihm wie die Tatsache, daß der Strand dort drüben mit den kalten Bergen im Hintergrund und der kalten See, die über die Steine hinwegrollte, Norwegen war - und kein goldenes Traumland, wie die Phantasie es der heimwehmüden Seele vorzaubert.

Es war sonst nicht Majors Bugges Art sich solchen Stimmungen hinzugeben. Aber diesmal war es stärker als er - dies verbläute Bild, das immer wieder aus seiner Erinnerung emportauchte, das all seine Gedanken beherrschte und immer fettere Formen annahm.

Schon manches Mal in seinem Leben hatte er es zurückgedrängt und hinweggeschickt, aber diesmal bezwang es ihn und er fühlte wohl, weshalb es gerade jetzt so gewaltig wie noch nie zuvor über ihn kam - in dieser ernsten, bedeutungsvollen Stunde, wo er nach fünf Jahren zum erstenmal wieder heimkehrte.

Er hatte damals die Marineschule verlassen, nachdem er mit Snapper Kol das Examen bestanden, und war dann gleich auf Meisen gegangen. Er bekam glücklich eine außerordentlich tüchtige Aufstellung auf einem französischen Kriegsschiff in Hinterindien, machte dort ein

Bombardement und einige kleine Gefechte am Lande mit, trat dann wieder aus dem Dienst und kaum ein Jahr später führte er als Kapitän einen stattlichen Radidampfer erster Klasse, der zwischen den chinesischen Häfen verkehrte.

Auf der Meederei in Songkong war man höchst erstaunt, als Kapitän Bugge plötzlich einen halbjährigen Urlaub verlangte um heimzufahren. Sentimentalität war sonst etwas, das seinem Wesen völlig fernlag und außerdem war es ein ziemlich starkes Stück von dem jungen Kapitän, der vor kaum zwei Jahren eine so brillante Stellung bekommen hatte.

Aber Bugge verlangte ohne weiteres seinen Urlaub oder den Abschied und so wurde ihm denn das halbe Jahr bewilligt.

Nun reiste er sofort ab, erst nach San Francisco und von da quer durch Nordamerika bis New York, wo das dänische Schiff zur Abfahrt bereit lag.

Und jetzt hatte er sein Ziel erreicht - zwei Meilen hachbordwärts lag die norwegische Küste vor ihm - er war wieder zu Hause.

Kapitän Bugge wollte heim zu seiner Mutter.

Sie lebte immer noch in der kleinen Küstenstadt, wo er aufgewachsen war. Als Majors leben Jahr alt war, hatte sie sich von ihrem Mann getrennt, mit dem sie bis dahin weiter oben im Norden gelebt hatte. Sie mochte jetzt etwa fünfzig Jahre zählen und war Sprachlehrerin an der städtischen Mädchenschule.

Majors Bugge wollte seine Mutter dazu bewegen, daß sie die Heimat verließ und mit ihm ins Ausland ging, wo eine so verheißungsvolle Zukunft vor ihm lag.

Er wollte bestimmt, daß es ihm gelingen würde, denn Frau Bugge ging es nicht besonders gut in der kleinen Stadt, sie hatte schwer zu kämpfen gehabt, seit sie hier wohnte und das Leben, das er ihr jetzt bieten konnte, würde so frei von allen Sorgen sein und in mancher Beziehung reich und großartig.

Er wollte, daß sie die Meise und den gewaltigen Hebergang nicht scheuen würde, seine Mutter war eine Frau von seltener Unerblichkeit.

Aber Majors Bugge hatte noch etwas anderes vor. Er wollte sich verheiraten.

Er saß jetzt und suchte zwischen den Schären nach dem Heidebügel, auf dem das rotangestrichene Haus stand.

Dort hatte sie damals vor fünf Jahren gestanden und mit ihrem weißen Taschentuch gewinkt. Und es war das letzte Lebenswohl gewesen, das er aus der Heimat mit sich genommen.

Ja, da war es und nun kam ein tiefes, überwältigendes Gefühl über ihn wie eine mächtige Meereswelle. Aber nur für einen Augenblick, wie ein rascher blendender Blitzstrahl. Dann stand jene bittere Kindheitserinnerung plötzlich wieder klar und deutlich vor seiner Seele.

Er konnte nichts anderes mehr denken und doch lag alles das in so weiter Ferne und hatte nichts mehr mit seinem jetzigen Leben zu tun.

Lange saß er so da, den Kopf weit vornübergebeugt und ging langsam seine Erinnerungen wieder durch, bis ins kleinste hinein.

* * *

Die Nachtlampe stand wie immer auf der Kommode, aber die Flamme war heute so unheimlich groß und gelb. Das ganze Schlafzimmer kam ihm vor wie ein fremder Raum voll wunderlicher Schatten, die sich in abenteuerlichen Formen dehnten und streckten. Alles lag und stand so wie sonst, die Kleider hingen an ihrem gewohnten Platz und doch sah es in dem seltsamen Zwielicht so ganz anders aus.

Vielleicht hatte er gerade einen bösen Traum gehabt, denn wie er die Augen aufschlug, kam es ihm vor, als ob er mitten in einer schrecklichen Spukgeschichte aufwachte, in irgend einem unheimlichen Hexenloch.

Vater sprach. Das hatte ihn aus dem Schlaf aufgeschreckt und nun wurde er immer wacher.

Dort neben der Kommode, mitten im hellsten Lichtschein stand sein Vater. Er war schon halb ausgekleidet. Aber so wie heute hatte der Kleine ihn noch nie gesehen. Er war ganz blaurot im Gesicht, die Augen drängten sich förmlich aus ihren Höhlen, so daß man nur noch das Weiße sah und die Lippen über den fest zusammengebissenen Zähnen verzerrten sich, während die Worte laut und gewaltsam hervorströmten. Was er sagte, war schwer zu verstehen, aber es klang wie lauter Haß und Verwünschungen. Haß! Haß! Haß! kam es immer wieder zischend über seine Lippen.

Bornig hatte er seinen Vater ja schon oft gesehen, rasend vor Wut sogar, und wie hatte er sich dann immer vor ihm gefürchtet! Aber so wie heute noch nie.

Da war mal ein Wahnsinniger gewesen, den sein Vater die Nacht über in der Gesindestube eingesperrt hatte. — Der hatte so nun sich geschlagen, daß man ihm schließlich die Zwangsjacke anlegen mußte. Vater, Sören Corneliusen und der Hofjunge Ola hatten ihn nur mit Mühe gebändigt. — Und gerade so sah sein Vater jetzt aus.

Er war nahe daran vor Schrecken laut aufzuschreien, aber er tat es schließlich doch nicht. Denn er besann sich, daß er alles das ja gar nicht sehen durfte. Mutter stand währenddem in der Ecke neben dem Bett. Sie war vollständig angekleidet. Da, wo sie stand, war es fast dunkel und er wagte nicht sich weiter umzuwenden, damit sie nicht merken sollten, daß er wach war. Aber trotzdem konnte er einen Moment in ihre Augen sehen. Und ihre Augen waren so seltsam groß und fremd, während sie den Vater unverwandt anstarrte.

Und nun mußte er sich doch im Bett umdrehen, denn ihm war, als ob er sich vor Mutter's Augen noch mehr fürchten mußte.

Vater sprach immer noch — unaufhörlich; und seine Stimme wurde immer heiserer. Dann ließ er die Kommodenecke los, die er bis dahin frampfhaft umklammert hatte, und ging ganz vornübergebeugt mit vorgestrecktem Hals auf Mutter zu — er sah aus wie ein wildes Waldtier. Und nun sagte er mit pfeifender Stimme:

„Und Du, Du bittest mich nicht um Verzeihung? . . . nicht mit einem einzigen Wort, nicht einmal mit einer Miene. Es ist kein Funke von Selbsterkenntnis in Dir; Du stehst da wie . . .“

Er stand jetzt gerade vor ihr und richtete sich plötzlich hoch auf.

„So jetzt bittest Du mich um Verzeihung — auf den Knien sollst Du darum betteln.“

Mutter stand unbeweglich da und blickte ihn an. Dann antwortete sie: „Du bist erbärmlich und Du bist lächerlich.“

Ein weißer Hemdsärmel fuhr durch die Luft und ein klatschender Schlag sauste nieder. Mutter taumelte und wäre fast umgefallen.

Der Kleine saß aufrecht im Bett — ihm war glühendheiß geworden. Gewiß hatte er laut aufgeschrien, vielleicht auch nicht. — Vater hatte Mutter geschlagen.

Jetzt drehte Vater sich um und sein Blick begegnete dem des Kleinen. Da wandte er sich rasch wieder ab und ging langsam durch das Zimmer.

Eine Zeitlang war alles still. Vater setzte sich nieder, mit dem Gesicht nach der Wand. Dann sagte er mit seiner gewöhnlichen ruhigen Stimme: „So, Martha, nun hast Du alles, was Du willst. Nun kannst Du Dich ganz Deiner Entrüstung hingeben über das, was ich getan habe und dabei vergessen, was mich so weit gebracht hat.“

Der Kleine hatte ihn die ganze Zeit über unverwandt angesehen. Jetzt sah er zur Mutter hinüber und begegnete ihrem Blick, der starr auf ihn gerichtet war.

Da warf er sich herum und verbarg sein Gesicht in den Kissen.

Einen Augenblick später fühlte er, daß sie an seinem Bett stand.

Sie wickelte ihn fest in die Decke ein und nahm ihn so in die Arme.

Er preßte sein Gesicht an ihre Schulter.

Mutter ging mit ihm durch das Zimmer und blieb dann vor dem Vater stehen.

„Der Kleine hat alles mit angesehen — unser armer kleiner Junge. Aber nun muß es ein Ende nehmen. Das wirst Du selbst einsehen, Hallvard.“

Ich kann und will nicht länger gegen all das ankämpfen. Ich gehe jetzt fort von Dir. Ich habe es nicht gelernt, mich mit Fäusten schlagen zu lassen. Wenigstens das Kind will ich suchen davor zu schützen. Wenn ich vor Deiner Brutalität sicher bin und weiß, daß er Dein Beispiel nicht vor Augen hat, so werde ich mich mit Gottes Hilfe allein durchkämpfen, selbst wenn es sich zeigen sollte, daß der arme Kleine etwas von dem Wahnsinn seines Vaters im Blute hat.“

Dann trug sie ihn in das andere Zimmer und dort schlief er in ihren Armen auf dem Sofa weiter.

Am nächsten Morgen reiste er dann mit der Mutter weit, weit fort, einem neuen Leben entgegen.

Seinen Vater hatte er seit jenem Abend nicht wieder gesehen. . . .

* * *

Jetzt kam ein Matrose auf ihn zu. Er sollte die Flagge aufhissen. Kapitän Bugge stand auf und ging wieder nach dem Borderdeck.

Er wunderte sich darüber, daß er sich so klar an jene Worte erinnerte und sie jetzt so gut verstand. Damals hatte er sie nur wie durch einen Nebel von Angst und Schrecken gehört und er war noch so klein gewesen, um ihren Sinn zu fassen.

Das Schiff schwenkte in die Bucht ein. Zur Linken stieg die schlanke weiße Säule des Leuchtturms von Dro empor, und geradevor lag die Küste. Zu den tiefen Schluchten zwischen den Bergen schimmerten die grünen Laubkronen der Bäume.

Die Sonne war jetzt voll aufgegangen und verschauerte den Morgennebel, der dort drüben hinter Kristiansand in der stillen Luft ver schwamm. An der Seite hinter den äußersten Schäreninseln liegt der geschützte kleine Hafen. Für den, der von draußen herein kommt, wenn die See hoch geht, ist es wie ein Wunder, wenn das Schiff nun plötzlich in das kleine Bassin hineingleitet, wo alles so still und friedlich ist wie in einem Wiegenlied, wo die kleinen Wellen wogen und plätschern wie spielende Kinder Wand an Wand mit den furchtbar tobenden Elementen da draußen.

Und längs des Strandes im Schutze der hohen Vergelken steht ein schönes, hellgetöntes Haus neben dem anderen, mit weißen Gardinen und roten Geranien in den Fenstern. Und wenn drinnen Kaffee gekocht wird, steigt der Rauch so friedlich aus dem Schornstein empor, als ob es in der ganzen Welt nichts anderes gäbe als dies stille Leben in der sichern geborgenen Stube.

Hier haben sie ihr Heim, die alten wettergebräunten Schiffer, wenn sie nach langen, mühevollen Fahrten wieder an Land kommen. Da sitzen sie gemütlich beisammen auf der Haustreppe, rauchen aus ihren langen Pfeifen und schmunzeln und lächeln, wenn sie von dem großen Teufel da draußen sprechen, mit dem sie sich alle Tage wieder herumschlagen müssen. „Sehe, wie er dort hinter den Klippen brüllt! Sehe, ja, du bist schon ein Mordskerkel, aber damals in der Biskapabucht hast du uns doch nicht zu fassen gekriegt und dann am Kap und bei Newfoundland. Sehe, es acht denn doch nicht immer so wie du meinst, Alter.“

Und hier sitzen auch die Frauen und Mädchen, die auf ihren Mann oder Geliebten warten und schauen aus den blankgeputzten Fenstern auf die beiden Wasserstraßen hinaus, nach rechts und links, dorthin, wo das Meer an der Fahrstraße vorübergeht. Und an Herbstabenden wenn es draußen stürmt und tobt und die Wellen hoch aufschäumen, wenn dann die Zeitung an der Stadt über die Berge hier herankommt mit Telegrammen und Schiffsnachrichten, da strömen sie alle herbei, Frauen und Mädchen — die offiziellen Bräute mit dem Ring am Finger und die heimlichen ohne — die „Straßenentlang und die Haustreppen hinauf und suchen den Alten auf, der schon seit Urzeiten Wind und Wetter deuten kann. Und er verkündet ihnen Gutes oder Schlimmes über „De tre Brodre“ die vorige Woche nach Niga oder „Fremad“ und „Vesterlide“, die nach Grimsby und Leith abgegangen sind.

Und wenn die Herbst- und Winterstürme kommen, flüchtete sich alles hierher in den Hafen — die ganze vertriebene Vogelschar des Meeres. Hier treffen sie sich wieder mit zerrissenen Segeln, zerbrochenen Masten und zerschmettertem Bord. — Fahrzeuge aus aller Herren Länder. — Spanische Schoner, holländische Kutter, jütische Rachten, amerikanische Bootschiffe oder finische Viermaster, wenn die ürgle Zeit kommt, sogar manchmal ein britischer Kohlendampfer aus Cardiff oder Newcastle mit zerbrochener Schraube oder irgend einem anderen Schaden.

Da liegen sie dicht aneinander gedrängt, die Masten und Maaen zeichnen sich gegen den düsteren, wolkigen Himmel ab wie ein wirrer undurchdringlicher Wald mit lauter großen und kleinen, heißen oder zerbrochenen Zweigen.

Im Land geht währenddem ein festes Leben an mit Tanz und Schlägereien, Weibergefreiß und Messerstichen. Da wird Branntwein getrunken, geschimpft und geflücht — auf norwegisch, spanisch und in allen möglichen anderen Sprachen.

Aber an Sommertagen, da verschwindet das Meer mit dem Wasser drinnen im Hafen in eine blank glatte Fläche. (Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Tagebuch aus dem revolutionären Paris.

Von A. Conrady.

Der Deutsche, der die Geschichte der französischen Revolution mit Hilfe von zeitgenössischen Quellen studiert, greift gern auch zu den Berichten deutscher Gewährsmänner, die auf dem Schauplatz der Ereignisse gewesen sind. Nicht etwa bloß aus Landsmannschaft, sondern besonders deshalb, weil solche Berichte, wenn sie von guten Beobachtern herrühren, manches enthalten, was der Franzose nicht für bemerkenswert hält, weil er es beständig um sich steht, was aber doch interessant ist, weil es die Geschichte erst anschaulich macht. Zur Geschichte der französischen Revolution stehen freilich nicht allzuviel derartige Berichte zur Verfügung: wenigstens nicht von Deutschen von größerer geistiger Bedeutung. Indes sind doch einige Träger bekannter literarischer Namen zur Revolutionszeit in Paris gewesen: so während des Konsulats der wackere Semme auf der Rückkehr von seinem Spaziergang nach Syrakus. Interessant ist auch der Bericht, den Ernst Moritz Arndt von seinen Reisen in Frankreich während des Direktoriums gegeben hat. Zur Schreckenszeit war Georg Forster in Paris, und seine Briefe von dort gehören zu den interessantesten Berichten deutscher Augenzengen. Zu Beginn der Revolution, während der großen Tage des Jahres 1789 ist wohl kein Reichsdeutscher von literarischer Bedeutung in Paris gewesen. Dagegen war in der folgenden relativ stillen Zeit, die das Jahr 1790 und die erste Hälfte des Jahres 1791 umfaßte, ein bekannter, wenn auch nicht vorteilhaft bekannter deutscher Schriftsteller in Paris. Es ist August von Koberne. Den meisten Deutschen ist er heute wohl bloß noch durch sein tragisches Ende bekannt: 1819 erschloß ihn Sand als russischen Spion. Seine zahllosen Lustspiele und Poesien sind heute schon fast verschollen. Es waren auch keine Meisterwerke darunter; Koberne ist kein verkanntes Genie. Mit Männern wie Semme und Forster oder selbst dem guten E. M. Arndt darf man ihn nicht in eine Reihe stellen. Auch mit den Pariser Berichten dieser deutschen Besucher des Revolutionszentrums ist sein Tagebuch nicht zu vergleichen, das er 1791 unter dem Titel „Meine Flucht nach Paris“ herausgab: so nannte er es, weil er sich vor dem Schmerz über den Verlust seiner gerade verstorbenen Gattin nach Paris flüchtete, um sich dort zu zerstreuen. Etwas hervorragendes zu liefern, war er eine zu oberflächliche Natur, war er auch zu kurz in Paris, nämlich bloß die zweieinhalb Wochen vom 18. Dezember 1790 bis zum 4. Januar 1791.

Während dieser Zeit lief er alle Abende in die Pariser Theater, denen sein Hauptinteresse gehörte. Die Aufzeichnungen darüber nehmen einen sehr großen Teil seines Buches ein. Damit wäre nun nicht übermäßig viel anzufangen, wenn es sich um gewöhnliche Reiten handelte. Aber in der revolutionären Epoche war auch das Theater revolutionär, und so ist doch recht interessant, was Koberne über die Pariser Theater des Jahres 1790 sagt. Er faßt sich einmal dahin zusammen, daß das Theaterpublikum jetzt nicht anderes sehen wolle, als „Tranerspiele, Tyranei oder Fanatismus mit gehässigen Farben darstellen.“ Stoff zum Lachen muß der Bühne um diese Zeit hauptsächlich die bespöddelte oder vielmehr entpöddelte Geistlichkeit liefern. Bekanntlich gingen im Herbst des Jahres 1790 die Nationalgüterverkäufe los, die Verkäufungen des Kirchenguts, das zur Sanierung der Finanzen konfisziert worden war. Im Herbst des Jahres 1790 brachte die National-

versammlung des Clerus zustande, die gerade in den Tagen von Kobernes Anwesenheit die Zustimmung des Königs erhielt. Diese unkanonische Verbürgerlichung der Geistlichkeit nahmen die eutigenen Literaten zum Vorwand, der Revolution den Krieg zu erklären, dessen eigentlichen Grund ihre Wut über den Verlust der fetten Pfründen bildete. Den materiellen Hintergrund der kirchlichen Entrüstung über die Zivilkonstitution durchschaut die Pariser Bevölkerung aber sehr wohl. Und so wurde in den Theatern zur Zeit von Kobernes Besuch alles, was sich darauf bezog, wie er sagt, „mit wiederholter Freude aufgenommen“. In nicht weniger als drei der Stücke, die Koberne sah, ging es darüber her. In einem beklagte sich ein Abbe über den Verlust seiner Pfründe u. a. mit den Worten: „Man nimmt uns unser Geld und läßt uns unsere Pflichten.“ Darauf wird ihm geantwortet: „Aber, mein Herr, jeder Stand hat eine Veränderung erlitten; es ist also nicht mehr als billig, daß auch die Geistlichkeit...“ Der Abbe: „Ei ja doch, man hätte sich nur anders dabei benehmen sollen.“ Gefragt, wie denn, sagt er: „Gerade umgekehrt, uns die Pflichten nehmen und das Geld lassen.“

Auf der Bühne gefeiert wurde von einzelnen Persönlichkeiten zu dieser Zeit besonders Lafayette, der noch sehr populär war, und dann Rousseau. Koberne sah ein Stück „Rousseaus Tod“, worin die Vergötterung des großen Schriftstellers soweit ging, daß geradezu gesagt wurde, Gott habe den „Gesellschaftsvertrag“ diktiert. „Wir werden also bald einen fünften Evangelisten haben,“ witzelt Koberne darüber, und in der Tat verdienen die Uebertreibungen, zu denen der Rousseaukultus dazumal nütunter gelangte, Spott. Verhaßt war von einzelnen Persönlichkeiten wohl am meisten die Königin Marie Antoinette. Während der Königin vielach bedauert wird, hört Koberne die Königin allenthalben, z. B. von seinem eifrig demokratischen Verleumdner, „das elende Weib des Königs“ oder „die schenksliche Antoinette“ nennen. Er berichtet auch von Anmerkungen, es sei jammer schade, daß die Königin nicht am 6. Oktober umgebracht worden sei. Man vermutete schon damals, wie aus Kobernes Berichten hervorgeht, allgemein, daß der deutsche Kaiser Leopold, der Bruder Antoinettes, von ihr aufgestachelt, Truppen gegen Frankreich anführen werde. „Man hat der Königin, so sagt man, einen Zettel unter die Serviette gelegt, worauf gedroht wird, ihren Kopf ihrem Bruder auf einer Platte entgegenzutragen, wenn er es wagt, die französische Freiheit anzutasten.“ Diese allgemeine Wut auf die Königin war ja nun beinahe nichts weniger als unbegründet: Marie Antoinette haßte tatsächlich die Revolution vom Grund ihres Herzens und war schon eifrig dabei, die Intervention des Auslandes herbeizuführen. Diese verräterischen Machenschaften wurden vom Volke richtig geahnt. So erklärt sich denn auch die stürmische Szene, die vom Publikum in der Oper, zur Zeit von Kobernes Besuch, aufgeführt wurde, als die Königin ins Spiel kam. Gegeben wurde die „Aphigenie“. Als in einem Chor die Stelle vorkam: „Laßt uns unsere Königin feiern“, klatschten die Herzogin von Viron und ein paar andere Aristokraten aus den Logen demonstrativ Beifall und riefen: „bis! bis!“ (da capo). Als nun der Chor wirklich wiederholt wurde, warf die Herzogin dem Schauspieler einen Lorbeerkranz auf die Bühne. Aber nun gab es eine Gegendemonstration des bürgerlichen Publikums. Man rief der Herzogin allerlei Liebenswürdigkeiten zu; u. a. wurde ihr der Ehrentitel „Sire“ an den Kopf geworfen und dann auch handgreifliche Sachen. Das Publikum bewaffnete sich nämlich draußen an den Obstständen mit Birnen, Nüssen und Apfelsinen, und bombardierte die Herzogin und ihre Gesellschaft damit.

Auch ein Messer flog nach der Loge hinauf, wenn man Koberne glauben will. Selbst gesehen hat er die ganze Szene nicht. Dagegen berichtet er als Augenzeuge über einen anderen Theaterlärm aus politischer Ursache. Er sah im Theater der Nation „Das Erwachen des Epimenides“. Da kam eine Stelle, wo es hieß: „Man hat seine Fesseln vertauscht, und unter dem Joch der Großen fand es statt eines Königs hundert Tyrannen.“ Bei diesen Worten klatschte ein Royalist aus einer Loge beifallig, um für die Monarchie gegen die Nationalversammlung zu demonstrieren. Diese Absicht wurde sofort allgemein begriffen. Das ganze Parterre geriet in Bewegung. Alles sprang auf und schrie durcheinander, einer schimpfte über die Dummheit des Störenfrieds, andere züchteten oder stempften, und alle suchten nach dem Urheber des Zwischenfalls, der sich aber flüchtig nach ganz hinten hielt. Koberne ist ganz entrüstet über diese „republikanische Eifersucht“ des Parterres und so will ihm auch gar nicht gefallen, daß das Pariser Theaterpublikum auf jede politische Anspielung freibeitlicher Art gleich mit großem Beifall reagiert. Ueberhaupt ist ihm die ganze Freiheitsleidenschaft zuwider, die sich ihm überall aufdrängt. Besonders auch an einem Platz, den er alle Tage aufzusuchen pflegt, im Palais Royal: „Von Freiheit und allem, was dahin gehört, wird hier und überall bis zum Uebel geschwätzt.“ Das Palais Royal (Königliches Schloss) nebst zugehörigem Garten war Besitz des bekannten Herzogs von Orleans, der nach der Revolution des 10. August 1792 den Namen Philipp Egalité (Gleichheit) annahm und in den Konvent gewählt wurde, wo er zu den Jakobinern hielt und für den Tod des Königs stimmte. Er erkreute sich schon zu Anfang der Revolution einer gewissen Popularität wegen seiner revolutionsfreundlichen Haltung, durch die er völlig mit dem Hofe zerfallen war. Wie weit hier der Haß gegen Orleans schon ging, zeigt eine Stelle bei Koberne, wonach von einem der Höflinge, als der Herzog am Jahrestage bei Hof erschien, so laut, daß Philipp es hören mußte, die Anmerkung fiel: „Was will dieser Navailles hier?“ Navailles hieß beinahe der Mörder, der Heinrich IV. ermordete. Koberne verbürgt sich für die Echtheit der Anmerkung. Sie erscheint auch glaubwürdig; denn bald ist dem Herzog bei Hof noch größer begegnet worden: als er mit verächtlichen Absichten in den Tuilerien erschien, spudten ihm Höflinge auf die Kleider und auf den Kopf. So erscheint vieles an der Haltung des Herzogs erklärlich. Indes wurde er in demokratischen Kreisen immer für einen zweideutigen Menschen gehalten, und geheimer Absichten, sich auf den Thron zu schwingen, verdächtig gehalten, was ihm dann ja verderblich wurde. Und man muß sagen, daß er einen recht zweifelhaften Eindruck macht, wenn man aus Kobernes anderweitig bestätigten Bericht entnimmt, wie er das Palais Royal nutzbar machte. Er genierte sich nicht, dadurch Profit herauszuschlagen, daß er Zimmer an Prostituierte vermietete, die da ihr Gewerbe betrieben. Koberne selber hat in den Zimmern, die eine dieser Venuspriesterinnen im Palais Royal inne hatte, mit seinem Reisegefährten einmal zu Abend gegessen, aus purer Neugierde übrigens. Im Palais Royal war noch alles mögliche andere los. Unter den Säulengängen, die sich herumzogen, waren Buden vermietet, wo man alles mögliche kaufen konnte, und dann waren Cafés im Palais, wo Koberne die Zeitungen zu studieren pflegte, auch gab es ein Wachsigurenkabinett, wo die Neuheiten der Zeit, Lafayette, Bailly, Franklin, Rousseau, Voltaire, die Königsfamilie usw. zu sehen waren. In einer anderen Stelle des Palais produzierte sich ein nach Kobernes Meinung unedelter „Wilder“, der Steine verjählang. In dem ständigen Gewimmel von

Menschen trieben sich zahllose Anrufer herum, die ihre Waren an den Mann zu bringen suchten. Bis spät in die Nacht hinein herrschte im Palais Royal das regste Treiben. Da waren die Straßen stark beleuchtet. „Auf dem großen Platz, in den Alleen vertrat der Vollmond die Stelle der Lampen. Alles wimmelte, Anrufer blühten, Waren schimmerten, Politiker schwabten, junge Herren liebäugelten, Freudenmädchen jupften.“ Politisiert wurde also auch noch zu Robespieres Zeit im Palais Royal gehörig. Aber es war doch nicht mehr in dem Maße Mittelpunkt des politischen Lebens, wie in jenen stürmischen Tagen von 1789, wo sich hier die Erhebungen des 5. Oktober und des 14. Juli vorbereiteten. Bekanntlich hat im Palais Royal Camille Desmoulins das Volk zu den Waffen gerufen, zwei Tage vor dem Bastillensturm.

Dem Plage, wo die Bastille stand, hat Robespierre auch einen Besuch abgestattet. Es waren fast keine Spuren mehr von der gebrochenen Zwingburg des Despotismus zu entdecken. Eine Menge von Arbeitern, die seit dem 14. Juli 1789 an dem Abbruch tätig waren, hatte einen schönen freien Platz geschaffen, auf dem nur noch wenige Steinhäufen von der Bastille übrig geblieben waren, und auch an der Beseitigung dieser letzten Reste wurde mit Macht gearbeitet. Selbst in Robespieres revolutionsfeindlichem Gemüte regte sich beim Anblick dieser Trümmer, bei dem Gedanken an die vielen Opfer der Willkür, die hier geschmachtet hatten, so etwas wie ein freiheitliches Gefühl. Die Bastille stand an der Porte St. Antoine und der gleichnamigen Straße, die in den Faubourg St. Antoine führte. Zu dieser Vorstadt hat Robespierre sich anscheinend nicht hineingewagt. Sonst hätte er sie sehen können, die Leute, die mit dem Sturz der Bastille am meisten verdient waren, die Vorstadtproletarier, die man bald Sansculotten nannte. Er spricht gar nicht von ihnen. Dagegen erwähnt er einen anderen Teil der Pariser Bevölkerung, der an der Revolution einen wesentlichen Anteil gehabt hatte, besonders an der folgereichen Tat des 5. und 6. Oktober 1789, dem Tag, da die Frauen nach Versailles zogen. Im Mittelpunkt dieser weiblichen Bewegung standen bekanntlich die sogenannten Damen der Halle, die Pariser Marktfranen. Robespierre hebt aus dem „Journal de Paris“ vom 31. Dezember 1790 einen Passus heraus, der die Damen der Halle betrifft. Danach waren sie bei der Eröffnung der Nationalversammlung an diesem Tage vorgelassen worden und hatten ihre guten Wünsche für den glücklichen Erfolg der Bemühungen der Volksvertretung dargebracht, was von der Versammlung günstig aufgenommen wurde. Das Blatt knüpfte daran einige Bemerkungen, worin der Patriotismus und die Freiheitsliebe der Marktfranen gelobt und die bedeutende Rolle, welche die Damen der Halle in der Revolution gespielt haben, gebührend gewürdigt wurde: „wie unbekannt mußte man mit den Ursachen sein, die auf diese Begebenheiten Einfluß gehabt haben, wenn man an den ihrigen zweifeln könnte.“ Darüber hätten früher die „Leute vom guten Ton“ vielleicht gespottet; aber was sei jetzt aus diesem „guten Ton“ geworden, seit die männlichstolze Stimme der Freiheit sich erhoben habe. Im Anschluß an diese Preßstimme macht Robespierre einige schmoddrige Bemerkungen über den Ton, den „die Fischweiber“ an die Stelle des guten Tones gesetzt hätten, was jeder beurteilen könne, der sich auch nur drei Tage in Paris aufhalte. An die sklavische Unterwürfigkeit seines leibeigenen Dieners aus Esland gewöhnt, kann er sich natürlich nicht daran gewöhnen, daß die Revolution auch den unteren Schichten der Pariser Bevölkerung Selbstbewußtsein verliehen hat. So konstatiert er ganz empört des öfteren „Be- weise von dem Uebermut der Nation“. Bei-

spiele hat er erleben müssen, daß sein Reisegefährte von einem Droschkentischer im Gespräch „mon ami“ (mein Freund) genannt wurde. Der Reisegefährte fragte darauf den Droschker, ob er im Ernste glaube, daß er sein Freund sei; darauf der Droschker: „Ah! nous sommes tous égaux!“ (Wir sind alle gleich.) Von alle dem ist nun Robespierre nichts weniger als erbaut. Es will ihm aber nicht in den Kopf, daß er etwas mit der „Manaille“ gemein haben könne; dafür verachtet er das Volk zu sehr. Er erzählt aber selbst aus dem Pariser Volksleben einen Zug, der auch ihm Respekt einflößt. Am 29. Dezember erkennt die Pariser Ackerbau-Gesellschaft eine Medaille im Werte von 100 Livres einer Fuhrmannsrau zu. Ihr Mann verdient bloß 50 Taler jährlich. Sie hat vier Kinder, dazu ist ihr vor 5 Jahren ein fremdes Kind anvertraut worden, dessen Eltern seitdem nichts mehr von sich haben vernahmen lassen. Sie gab den kleinen Verlassenen aber nicht auf, sondern sorgte auch weiter dafür, selbst als die immer steigende Teuerung der Lebensmittel sie in die größte Not versetzte; sie wollte nichts von dem Rat wissen, das kleine ins Findelhaus zu bringen. Dazu trieb freilich zu jener Zeit viele Pariser Mütter die bittere Not. Von dem Massenelend der Hauptstadt hat Robespierre, obgleich er die ärmsten Viertel nicht besucht hat, doch eine Idee bekommen, als er eben das Findelhaus besuchte. Da erfuhr er die Tatsache, daß im Jahre 1790, wo die Pariser Bevölkerung rund 600 000 Köpfe zählte, nicht weniger als 5812 Kinder ins Findelhaus aufgenommen worden sind: eine erschreckende Ziffer, die auf entsetzliches Massenelend schließen läßt. Die wirtschaftliche Lage der Massen wurde zur Zeit von Robespieres Aufenthalt bereits durch den finanziellen Notbehelf ungünstig beeinflusst, wozu sich die Nationalversammlung getrieben gesehen hatte: Die auf die Nationalgüter hypothekierten „Assignaten“ oder Anweisungen.

(Schluß folgt.)



Lebenshaltung amerikanischer Arbeiter.

Von Arthur Baar.

Wenn der deutsche Arbeiter hört, daß sein amerikanischer Berufscollega einen viel höheren Lohn erzielt, dann sagt er sich gewöhnlich zum Trost: „Ja, da drüben ist auch alles viel teurer als hier; da wird man das schöne Geld um so schneller wieder los.“ Seine Ansicht findet er bestätigt durch mannigfaltige Berichte von Jammer und Elend, von großer Not und vielem Leid, das in amerikanischen Städten den Armen nicht minder bedrückt als in europäischen. Nachdenklich wird er aber doch gestimmt, wenn er aus seiner Zeitung erfieht, daß die Fleischpreise in den Vereinigten Staaten nicht höher, sondern im Gegenteil oft noch etwas niedriger stehen als im deutschen Vaterlande, wo die niedrigen Löhne gezahlt werden.

Und das Fleisch ist doch ein Hauptnahrungsmittel! Diese Widersprüche zu lösen und den Wahrheitskern herauszuschälen, dürfte für eine kleine Betrachtung interessant genug sein. Vergleiche zwischen der Lebenshaltung eines deutschen Arbeiters und der Lebenshaltung eines amerikanischen geben wohl am leichtesten und am klarsten ein Bild von den wirklichen Verhältnissen, aber es kommt oft auf die Beleuchtung von einem solchen Bilde an, um nicht einen falschen Eindruck hervorzubringen. Da muß mancherlei in Erwägung gezogen werden.

Wenn man von den hohen Arbeitslöhnen spricht, so kommen in erster Linie die Löhne einer Elitegruppe der Arbeiterschaft, nämlich der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter in Betracht. Ihre Zahl ist nicht sehr groß; es sind kaum drei Millionen in den ganzen Vereinigten Staaten.

Zunehmend eine stattliche Zahl, die keine gering zu schätzende Macht entfalten kann, wird mancher wohl denken, und so denken die amerikanischen Großindustriellen auch. Sie respektieren die Gewerkschaften dieser Macht wegen, verhandeln mit ihnen oft als vollständig gleichberechtigte Faktoren, schließen feste Verträge ab und bewilligen die nach deutschen Begriffen hohen Forderungen, um mit größerer Ruhe und Sicherheit ihre Geschäfte führen zu können.

Neben diesen drei Millionen steht aber ein gewaltiges Meer, über zwölf Millionen stark, nicht organisierter Arbeiter. Wie ein drohendes Gespenst, das jeden Augenblick Gefahr bringen kann, wird es heimlich betrachtet, offen aber gering geschätzt, ja verachtet von den selbstbewußt auftretenden Gewerkschaften, sobald diese sehen, daß alle Mühe vergebens ist, jene gefährliche Truppe hier oder dort zu organisieren. Schwere Mühe bereiten die stetig ins Land strömenden fremdländischen Arbeiter, in erster Reihe die aus Ost- und Südeuropa; diese müssen häufig erst mit dem Wert und der Bedeutung einer gewerkschaftlichen Organisation vertraut gemacht werden. Da leisten die amerikanischen Gewerkschaften eine anerkanntswerte erzieherische Tätigkeit, denn es werden Organisationsführer angestellt, welche die Sprache der Fremden reden und als Missionäre für die gewerkschaftliche Idee unter ihnen wirken, was manches Mal verhindert, daß die Fremden als hilflose Opfer den Unternehmern zur Beute fallen, und sie oft erst zu denkenden Menschen macht.

So sehr nun auch die Gewerkschaften im allgemeinen bemüht sind, neue Mitglieder heranzuziehen oder unter den Fremdsprachigen Zweigorganisationen zu bilden, um Mitglieder zu erziehen, so kommt es auch vor, daß sie gelegentlich gegen neuen Zustrom sich wehren und ablehnend verhalten. Wenn eine besonders günstige Position errungen ist, dann fordern sie hohe Eintrittsgebühren. Gewöhnlich werden fünf bis zehn Dollar, unter Umständen auch bis zu hundert Dollar verlangt, wie einmal bei der Musikervereinigung in New York.

So mancher arme Einwanderer erlebt seine bitteren Enttäuschungen in Amerika; es treten gewöhnlich allerlei unerwartete und unvorhergesehene Fälle ein. Neuerdings werden ja die Verbandskarten deutscher Einwanderer mehr respektiert als früher, aber die Mitgliedschaft in einer amerikanischen Union verbürgt noch nicht eine Stellung und hohen Lohn. In den meisten Fällen sind veränderte Arbeitsmethoden zu erlernen und mit Stammen gewahrt der Fremde, wie intensiv und ausdauernd gearbeitet werden muß. Vielfach besteht die ersehnte achttündige Arbeitszeit, aber die Art, wie gearbeitet wird, erschöpft einen Mann auch vollständig in diesen acht Stunden. Eine halbe Stunde zum Frühstück und wieder zum Abendbrot kennt man gar nicht; mittags wird höchstens eine Stunde zum „Lunch“ gewährt. Sobald der Unternehmer den gewerkschaftlich festgesetzten Lohn zahlen muß, zieht er auch den amerikanischen Arbeiter jedem fremden vor, weil die Leistungsfähigkeit des ersteren eine größere ist. Der eingewanderte Arbeiter erkennt bald seinen Irrtum, wenn er annahm, daß er sofort Arbeit und zu denselben günstigen Bedingungen wie sein amerikanischer Kollege erhalten könne. Ausnahmen finden statt, wenn ein Arbeiter, der Künstler in seinem Fach ist, ins Land kommt, der gesucht wird und der für seine Leistungen selbst seinen Preis setzt, den man ihm auch unbedingtes bewilligt.

Den veränderten Verhältnissen sich anzupassen, dazu zeigt der deutsche Arbeiter, der nach den Vereinigten Staaten kommt, unter allen Einwanderern die meiste Neigung und Fähigkeit, und bald steht er mit seinen Leistungen nicht mehr hinter dem Amerikaner zurück, überflügelt ihn auch wohl im Laufe der Zeit



5. Dahl: Ein stiller Dulder.

hier und dort. Dann erscheint ihm aber der Lohn, von dem er einstmals mit Bewunderung reden hörte, gar nicht mehr so hoch, um so weniger, als er im Verkehr mit den amerikanischen Kollegen gelernt hat, seine ganze Lebenshaltung höher zu setzen. Er fängt an, besser zu leben, als er es in Deutschland gewöhnt war. Wenn er früher glaubte, daß er viel Geld sparen könnte, sobald er erst einmal den hohen amerikanischen Lohn erhalten würde, so sieht er jetzt, daß ihm wenig übrig bleibt, wenn er nicht darben und entbehren, wenn er nicht seine ganze Lebenshaltung wieder herabsetzen will. Das Wenige aber, was er erübrigt, kann irgend ein Notfall verschlingen, zum Beispiel eine Krankheit, oder er müßte Vorsorge getroffen haben und einem Unterstützungsverein angehören, denn in den Vereinigten Staaten gibt es keine staatliche Krankenversicherung, ebensowenig eine Unfall-, Invaliden- oder Altersversicherung. So gering diese Unterstützungen in Deutschland auch sein mögen, in den Vereinigten Staaten fallen sie ganz fort; da heißt es immer wieder: Hilf Dir selbst! —

Was der amerikanische Arbeiter durch seinen höheren Lohn erzielt, das ist etwas mehr Wohlleben, als es der deutsche Arbeiter erreichen kann. Die Lebenshaltung — the standard of life — ist durchschnittlich höher in den Vereinigten Staaten, als in Europa.

Der Amerikaner — ich denke dabei hauptsächlich an den gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, denn in der Gewerkschaft ruht seine Stärke — wohnt viel besser als der deutsche Arbeiter, gewöhnlich sehr weit vom Arbeitsplatz entfernt, aber dafür auch um so angenehmer. Nicht in einer großen Mietskammer mit dunklen schmutzigen Böden, sondern in kleinen Häuschen mit Luft und Licht und Grün. Das findet man immer mehr als Regel, je weiter man New York hinter sich läßt, wo die große Masse der Einwanderer aller Nationen sitzen bleibt und wo in manchem Stadtviertel noch vieles an heimliche Zustände erinnert. In den westlichen Städten kommt es häufig vor, daß der Arbeiter auch ein Hausbesitzer ist oder ein Hausmieter. Freilich darf man sich dabei kein Haus nach Berliner Muster vorstellen, etwa eine kleine Kaserne mit Hinter- und Seitengebäuden für Dutzende von Familien. In den amerikanischen Häusern wohnen zwei bis drei Familien; oft ist es nur für eine Familie eingerichtet, und in diesem Falle ein kleines Holzgebäude mit drei oder vier Wohnräumen, bequem und modern, mit Gas- und Wasserleitung, Klosett und Wadestube. Von hier fährt der Arbeiter jeden Morgen nach der Stadt zur Werkstätte. Hierher kehrt er zurück und verbessert gern an seinem Hause, pflanzt etwas in seinem Garten, hält sich einige Hühner oder Tauben, fühlt sich wohl und freut sich seiner Familie, für die er viel besser sorgen kann als der deutsche Arbeiter. Er schickt seine Kinder in dieselbe Schule, wohin die Sprößlinge irgend eines schwerreichen Nachbarn gehen. Da gibt es nicht die „Gemeinschaftsschule“ für die einen und die „Höhere Töchter-“ oder „Knabenschule“ für die anderen. Werden die Kinder größer, dann ändert sich freilich das Verhältnis zugunsten der Reichen, denn was nützt es dem Arbeiter, daß seinen Kindern die beste Schulbildung frei geboten wird, wenn er nicht lange genug für ihren Unterhalt sorgen kann, sondern daran denken muß, daß seine Kinder Brot verdienen.

Für sein Häuschen zahlt der Arbeiter zehn bis fünfzehn Dollar Miete pro Monat. Er könnte es auch billiger haben, wenn er noch weiter hinauszieht, und die Entfernungen sind gewöhnlich schon so groß, daß die Benutzung der Straßenbahn unumgänglich notwendig ist. Jede Fahrt kostet 5 Cent (20 Pf.).

Die Lebensmittel sind billig, aber man spart dadurch nichts; man nährt sich reichlicher

und braucht mehr, man lebt nicht so ärmlich wie in Deutschland. Viel Fleisch wird gegessen. Wenn es ein Zeichen besonderen Wohlstandes sein soll, daß der Bauer oder der Arbeiter „jeden Sonntag sein Huhn im Topf“ habe, so hätte der amerikanische Arbeiter wohl am meisten Ursache, auf seinen Sonntagsbraten stolz zu sein. Bei den meisten Lebensmitteln sind die Preise nur um ein geringes höher als in Deutschland, mitunter noch niedriger. Fleisch, Gemüse, Früchte, Butter, Brot, Eier, Schinken, alles ist billig. Schinken kostet pro Pfund dreißig bis vierzig Cent, Eier pro Duzend fünf und zwanzig bis fünf und dreißig Cent, Butter pro Pfund fünf und dreißig bis fünf und vierzig Cent. Eine gute Hausfrau kann verhältnismäßig billig ein leckeres Mahl bereiten. Da ist ein verheirateter Arbeiter vielfach im Vorteil gegenüber dem Ledigen, der alles teurer bezahlen muß, selbst wenn er noch so sehr genügsam ist und still für sich lebt. Führt er aber etwa gar eine junge Amerikanerin aus, wenn auch mit „ernsten Absichten“, so darf er sich wahrlich nicht lumpen lassen. Sucht er die Gesellschaft seiner Kollegen, so merkt er bald, wie teuer das Leben ist. Da herrschen eigene Sitten; der Amerikaner zeigt sich gern recht freigebig, ist immer bereit, Fremde und Bekannte einzuladen und bezahlt ihre Beche. Die anderen tun das Gleiche und so wird schnell viel Geld ausgegeben. Allein sein Gläschen zu trinken oder allein eine Zigarre zu rauchen, das ist nur dann zu entschuldigen, wenn keine Bekannten in der Nähe sind, die man auffordern könnte, mitzutrinken oder zu rauchen.

Der eingewanderte Arbeiter, der den Vorsatz des fleißigen Sparens gefaßt hat, mag sich zuerst reserviert gegenüber solchen Sitten verhalten und mag denken: „Welche Verschwendung wird da getrieben, da spare ich lieber den halben Dollar, der dem anderen so leicht aus der Hand rollt.“ Bald aber ist ihm diese Gefelligkeit mit den Kameraden Bedürfnis geworden, er merkt, daß es beleidigend wäre, die freundliche Einladung nicht anzunehmen und andererseits ungeschicklich, sie nicht zu erwidern; so lange er gut verdient, braucht er auch nicht ängstlich zu sein, mal einen Cytrodollar auszugeben. Damit nimmt er dann unmerklich noch eine Reihe anderer Gewohnheiten an, die alle darauf gerichtet sind, seine Lebenshaltung etwas höher zu setzen, so daß er seines Lebens etwas froher wird als daheim in Deutschland. Hätte er jemals dort eine Zigarre für 40 Pf. geraucht? Hier bezahlt er nicht selten 10 Cent, denn die gewöhnliche Sorte kostet 5 Cent und — man will doch auch mal eine gute Zigarre rauchen. Dort begnügte er sich vielleicht mit einer Schlafstelle, hier mietet er sich ein Zimmerchen. Das Essen in der Restauration ist etwas teurer, aber die Portionen sind reichlicher und — es schmeckt ihm; er wünscht sich nicht die billige Kost zurück. Allerlei kleine Ausgaben sind viel höher, aber das erscheint ihm bald ganz natürlich, denn die anderen Arbeiter wollen auch höhere Löhne verdienen. Beim Barbier muß er 50 Cent bezahlen, wofür er in Deutschland etwa 50 Pf. bezahlte. Bei der Waschfrau — besser dem Waschmann — ist der niedrigste Preis 5 Cent für irgend ein Stück Wäsche. Läßt er sich Sonntags die Stiefel putzen, was er früher stets selbst besorgte, muß er 10 Cent dafür bezahlen. Ein Gläschen Bier kostet 5 Cent, ein Schnäpschen 10 Cent. Fern im Westen ist überhaupt die niedrigste Münze 5 Cent; Kupfergeld sieht man selten.

Bald lächelt der amerikanisierte Arbeiter selbst über die vielen guten Vorsätze vom fleißigen Sparen, die er mit herüberbrachte, da das Sparen aus der Ferne gesehen so leicht schien. Er ist froh, wenn er ein kleines Säckchen für einen Notfall, für eine Zeit der Arbeitslosigkeit zurücklegen kann. Im allgemeinen

braucht er zum Leben, was er verdient, und seine Ansprüche sind wahrlich nicht groß, wenn er auch die deutsche Bescheidenheit abgestreift hat.

Ebenso lernt der verheiratete eingewanderte Arbeiter bald einsehen, daß er wohl etwas beglücklicher leben, aber nicht viel mehr als einen Notgroßen ersparen kann. Dafür sorgen schon die Kinder, die sich sehr schnell amerikanisieren und allerlei Ansprüche stellen, von denen die Mütter in ihrer Jugend nichts wußten. Und die fleißige Hausfrau möchte ein braver Ehemann auch gern recht glücklich sehen. Sind auch die Lebensmittel billig, was freilich von der größten Wichtigkeit ist, so müssen doch für andere notwendige Dinge manchmal recht hohe Preise gezahlt werden. Gute Kleidung ist teuer, dagegen erhält man Schnupftabak zu mäßigen Preisen. Für die Einrichtung im Haushalt muß manches Stück recht teuer bezahlt werden.

Dem intelligenten deutschen Arbeiter, der nicht säumt, bald nach seiner Ankunft im fremden Lande sich der Gewerkschaft anzuschließen, der mit hellen Augen um sich schaut, um nicht über allerlei kleine Widerstände zu straucheln, ist das Fortkommen immerhin noch leichter als dem armen unwissenden Arbeiter, der aus Ost- und Süd-Europa kommt und in seiner Unwissenheit und Beschränktheit dem Unglück überall in die Arme läuft und nicht selten in bitterer Not und tiefem Elend in diesem Lande seiner Hoffnungen versinkt. Niemand kümmert sich um ihn, er ist verlassen und verloren, kann verhungern und untergehen. Am schlimmsten ergeht es ihm, wenn er sich nach den Südstaaten verlocken läßt. Bei schlechter Bezahlung und langer Arbeitszeit wird er mit dem „Nigger“ fast auf eine Stufe gestellt und behandelt wie dieser. Da ist ihm manchmal die alte Sklaverei in moderner Auflage wiedergekehrt.

Wo der amerikanische Arbeiter einmal vorübergehend gering entlohnte Beschäftigung annimmt, immer auf dem Sprunge, die schlecht bezahlte Stellung mit einer besseren zu vertauschen, da sieht sich der eingewanderte direkt darauf angewiesen, klammert sich daran und fällt um so größerer Ausbeutung anheim. In Zeiten wirtschaftlicher Krisen hat freilich auch der amerikanische Arbeiter keine Wahl. Wird er zur industriellen Reservearmee der Arbeitslosen gestoßen, dann gerät er leicht auf eine schiefen Ebene, wo es immer schneller bergab mit ihm geht. Die Unsicherheit der Existenz ist in den Vereinigten Staaten so groß wie auch anderswo in der Welt. Hunderttausende leben in steter Sorge um das tägliche Brot, begnügen sich mit dem geringsten Verdienst und hausen in elenden Wohnungen zusammengepfercht, — auch in den Zeiten der größten Prosperität. Geringe wirtschaftliche Schwankungen bringen Not und Leid über Millionen von Arbeitern, die hilflos und ratlos keinen Ausweg wissen und nicht einmal auf den naheliegenden Gedanken des Zusammenschlusses, eines gemeinsamen Vorgehens, einer Organisation kommen, obgleich sie die meiste Ursache dazu hätten, denn ihre Lebenshaltung ist gewöhnlich eine miserable. Sie leben, wie man sagt, von der Hand in den Mund, heute unter besseren, morgen unter schlechteren Verhältnissen. Sie durchstreifen vagabundierend oder bettelnd das Land, füllen die Asylhäuser, die Armenhäuser, die Gefängnisse oder kommen am Wege um, wenn größere wirtschaftliche Krisen eintreten. Sie bringen sich ums Leben oder werden Verbrecher; sie gehen unter. Für Millionen vor Arbeitern ist das Einkommen ein geringes; ein unsicheres aber für alle, auch für die bestorganisierten. Auf schwankender Grundlage ruht auch in Amerika ihre Lebenshaltung, so lange die gesamte Produktion kapitalistisch geleitet wird, so lange der Sozialismus noch nicht den Kapitalismus abgelöst hat und in einem gleich hohen „standard of life“ den Tisch für alle deckt. —

Das hohe Seil.

Novelle von Emanuel v. Rodman.

Die Bürger von Madoffzell behaupten, leichtsinnig sei er ja immer gewesen, und man könne den Finger Gottes gerade daran spüren, daß es ihm in der Stadt passieren mußte, der er damals in jugendlicher Ueberhebung den Rücken gekehrt hätte. Und es geschehe ihm ganz recht: warum ließ er die schönen gelben Schmalzhäfen, die blanken Kaffee- und Gerstenfäcke seines Vaters stehen und ist unter die Seiltänzer gegangen. Wir pudt es jedesmal in den Händen, wenn ich solche Meden höre, aber ich müßte Lohende von ihnen haben, wollte ich all den losen Mäulern gerecht werden. Wiljeppa und leichtsinnig! Bringt mir einen aus euren Häulern, der ihm hätte die Stange halten können, der sich so tapfer durchs Leben geschlagen hat wie er und so oft und immer wieder wie ein sterksprossen obenans schwamm! Daß ihm das freilich nicht immer gelang, ist natürlich, aber damit seine Freunde und seine Vuben wissen, wie er gerungen hat, will ich, bevor wir unsere zwei grünen Wagen nach dem Bahnhof befördern, hier bei diesem Kerzenstummel aufschreiben, was ich so von ihm weiß. Nur für jene, nicht für die Bürger dieses stillen Städtchens, das sie Madoffzell nennen und an dem unbegreiflicherweise sein Herz die ganzen Jahre hindurch immer gehangen hat.

Sogar in Petersburg sprach er davon, wo er's wahrlich nicht nötig gehabt hatte, wo seine Produktionen auf dem hohen Seil derart einjchlungen, daß ihn eine Fürstin zum Nachbesseren einlud. Wer von den Stiefigen hat es so weit gebracht?

Ja, damals ging es ihm ausgezeichnet. Und wenn er in seinem neuen Zylinder, seinem langen Sommermantel und dem silberbeschlagenen Stiefel, lauter Dinge, die ihm die Fürstin schenkte, durch die Straßen schritt, da war wohl kein Weib, das ihm nicht feuchten Blickes nachsah. „Wiljeppa — wenn Du heiraten willst, so tue es jetzt!“ sagte ich zu ihm. „Der Augenblick ist günstig: wer weiß, wann Du wieder so gute Sachen auf dem Leibe trägst. Du weißt, ich bin nicht fürs Heiraten, aber Du scheinst es nötig zu haben.“ Und in dieser Zeit verliebte sich auch ein Mädel in ihn, zwar nicht die Laurentia Knie, die so flott tanzte und deren Augen es ihm einst angetan, aber ein Mädchen, dessen Vater auch nicht Schupfuser war: in der Hirschgasse in Wien hat er ein kleines Konfektionsgeschäft, in dem sie selber die Kaffe führte. Sie ließ die farbigen Wallen liegen und zog mit ihm in die Welt, ihren Eltern zum Trost. Und was ist sie ihm für eine Frau geworden! Tanzen hatte sie zwar nicht gelernt, und er muß viel darunter gelitten haben, denn einmal machen sich zwei auf dem Seil immer besser als eins, und dann gehört zum Seiltänzer eigentlich eine Seiltänzerin. Drittens wären wohl auch die Nickel reichlicher geflossen, was man indes nicht bestimmt wissen kann. Wenn Frau Wiljeppa am Schluß der Vorstellung, froh, daß diese vorüber war, mit stillen, glänzenden Augen in dem verhärmteten Gesicht in ihrem blauen Mantel, den sie sehr lang trug, mit dem Kessel ging, griff mancher tiefer in seinen Geldbeutel, als seine Absicht war, und manches Gesicht wandte sich ihr mit hellem Stammen zu.

Aber ihre Augen leuchteten nicht nur, wenn er wieder auf der festen Erde stand. Es gab Abende, wo sie wie früher das Glend, das an unserem Stande lebt, vergaß und nur seine schillernde Wonne empfand. Wenn wir unten auf dem Teppich unsere Künste beendet hatten, der gelehrte Pudel Mfo vom Stuhl sprang, ich selber meine verschwitzte Halskrause löstete, das

hohe Seil gestrafft war wie der Zahn eines Delphins und die Musik ein höheres Tempo einschlug — schüttelte sie da nicht manchmal alle Sorge ab und blickte hinauf, hinauf zu ihm, der in seinem grünen Drachengewand da oben zwischen Sternen und Fackeln schwebte, sieghaft und sicher, als wäre es sein Reich, das er sich wieder einmal erobert hat? Mühte sie da nicht zu ihm empor, stolz, einen solchen Mann zu besitzen, der allmächtig um einen Augenblick der Freiheit und um einen Zinnteller voll Nickel sein liebes Leben aufs Spiel setzte? Wer machte ihm das nach von all den Gassern, die sich auf dem festen Boden spreizten? Und blutete nicht manchmal ihr Herz, daß sie ihm nicht von der anderen Seite entgegengeleiten konnte, ihm mit den Händen auf dem Seil die Hände zu reichen? Aber wie hätte ein braver Sojenerkäufer merken können, wonach seiner Tochter der Sinn stand! Ja, wie hätte er auch damals, als er sein kleines Mädchen aus der Manege des Zirkus Schumann mit Gewalt heimzuschleppen mußte, ahnen sollen, was für Mut in ihren Rippen rohte.

Wie oft hat sie uns das erzählt, wenn wir im Wirthaus saßen und unser wohlverdientes Nachbessen einnahmen. Nun, wenn sie auch selber das Tanzen nicht mehr lernte, das in ihren Rippen schimmerte, so lernten es dafür die beiden Knaben, die sie mit ihm hatte, um so besser. Und sie halfen tüchtig mitverdienen. Das Publikum war gerührt, sag' ich euch, wenn die Vuben die Künste der Großen verrichteten und nachher mit kindlichem Lächeln die roten Filzklappen zogen, in welche die blanken Groschen nur so purzelten.

Aber vier essen mehr als zwei, und es gab Zeiten, wo Wiljeppas — hier mußte er einst den schoumalosen Namen Wrändle mit sich herumschleppen — in ihren starren aus einem Stück altbackenen Protes und allenfalls einer Käferinde, die auch nicht vom Tage war, neue Kräfte zogen. Ueberhaupt: damals wäre es dem Pudel Mfo trotz seiner Gefährlichkeit und aller Hochachtung, die er bei ihnen genoß, heinabe an den Wagen gegangen, wenn es mir nicht geblüht wäre, mit einer Notiz, die ich dem Diener eines Börsejobbers im Kaffeehaus abjaagte, daß nämlich eine deutsche Fabrik an die Engländer Kanonen lieferte, die diese auf unsere flammesverwandten Buren richteten, eine Notiz, für die mir ein Zeitungsmann dreißig Mark bar gab, Rettung zu bringen. Wir ahnen uns für eine Woche satt, und am Abend gaben wir wieder Vorstellung, was uns am Tag vorher einfach unmöglich gewesen wäre — wir waren zu schlapp. Und heute waren wir zu voll, wenigstens der Pudel Mfo machte den Sprung durch den flammenden Reifen mit großem Widerwillen, was doch sehr undankbar von ihm war. Aber lange dauerte die Herrlichkeit nicht; wir konnten die Taschen aus den Hosen ziehen, ohne daß nur ein Groschen herausfiel. In einem lächlichen Städtchen, so groß wie das hiesige etwa, hatten wir's auch erleben müssen, daß uns ein jämmerliches Panoptikum aus dem Feld schlug, ich glaube sicher bloß deshalb, weil seine Orgel in einem fort und in allen Tonarten „Seil Dir im Siegerkranz“ herunterleierte, worauf die Spitzen der Behörden mit ihren Gemahlinnen, sogar der Herr Bürgermeister mit der feintigen, die Vude mit ihrem Besuch beehrten. Wiljeppa ging sehr unruhig umher und betrachtete das Seil mit Qual, und einmal — der Wahrheit zuliebe sei's gesagt — sprach er wehmüthig von den Zuckerschmüren im väterlichen Laden, auf denen er einst in der wohligen Wärme des hinteren Stübleins seine Holzmännlein reiten ließ. Aber dann erschrak er förmlich

über den tiefen Seufzer, den er ausgestoßen, und besann sich wieder auf das, was er aus sich gemacht hat, streichelte sein zusammengerolltes Seil und meinte, lieber wolle er doch noch, daß ihm ein Strick daraus würde, als daß er wieder dort im Halbdunkel sitzen und Pfennige zählen müsse.

Einmal hätte er's dann doch wenigstens gehabt, was sein Wunsch war. Und da klopfte ich ihm auf die Schulter und sagte, auch ich möchte lieber mit daran baumeln, als mich noch einmal in schlechten Zeiten zu fragen, ob's nicht am Ende besser gewesen wäre, wenn ich damals die bösen Worte jenes Ventnants hinuntergeschluckt hätte. Daß auch gerade der mein Vorgefester sein mußte! Aber es ist nun einmal gewesen, und ich habe sie nicht geschluckt. „Wiljeppa,“ sagte ich, „Du mußt was Neues erfinden.“

„Ja, ich mache daran herin,“ antwortete er. Immer, wenn es ihm besonders schlecht oder besonders gut ging, hauptsächlich aber, wenn er in trübseliger Stimmung nach Hans zurückgedacht und sich hintenach darüber geärgert hatte, machte er an etwas Neuem herin. Ja, ich glaube, daß ihn der Etel über die Art und Weise, wie sein Vater sein Leben abjod, nämlich mit Ohrenklappen und im Aufsad hinterm Kadentisch, mit auf das Seil getrieben hat. Ich will es aber nicht fest behaupten; er hat einen Großvater belessen, der in seiner Jugend in Australien Gold gegraben und zwei Jahre unter Ketten gewohnt hat. Man soll überhaupt nie etwas zu bestimmt behaupten. Das lernte ich auf meinen Fahrten. Früher schwor ich auf meinen Sakel und jetzt schwöre ich auf meinen Kadel. Der besteht nämlich aus einer großen runden Holzscheibe nach außen. Darum hat sich es immer so, wenn ich auf den Bauch falle.

Wiljeppa brachte also im Verlauf einer Woche etwas Neues aufs Tapet: jenen so genannten Purzelbaum auf dem hohen Seil, der ihn mit einem Schlag berühmt machte, so daß von jetzt ab auf den grünen Anschlägen „erster Seiltänzer Curovas“ in roten Lettern prangen durfte. Aber kaum waren wir mit dem Purzelbaum von einer Reise durch England wieder nach Deutschland zurückgekehrt, als wir in einer Vorstadt Berlins den ähnlichen Anschlag eines anderen Seiltänzers vorfanden. Kaum trauten wir unseren Augen, als wir an dem Platz vorbeischlichen, wo er auftrat. Ganz denselben Purzelbaum hatte er Wiljeppa abgelautet, und es fehlte nur noch, daß er statt seines garstigen fleischfarbenen Trikots das grüne mit der gelben Drachenzzeichnung trug. In aller Stille zogen wir weiter, aber nicht eher, als bis ich den Sterk abgepaßt und ihm eins mit der nötigen Erläuterung hinter die Ohren gewischt hatte. In Leipzig passierte uns dasselbe Malheur, und wir begannen wieder recht lange Gesichter zu schneiden. Wiljeppa schien zudem gedrückt, weil seine stille Frau seit einiger Zeit gar arg kränkete und stummer und Sorge in den Wagen brachte.

Da stieß im rechten Augenblick eine Dame zu unserer Truppe, die neues Leben erregte. Ihr bengalischer Tiger Niesz, mit dem sie aufgetreten war kürzlich gestorben, und sie bekam wieder Lust auf das Seil, als sie Wiljeppa tanzen sah. Einst war es ihre Leidenschaft gewesen, aber nach dem Tod ihres Vaters, des berühmten Künstlers Alfonso, ging sie zum Zirkus. Nun hatte Wiljeppa, wonach er sich seit langem verzehrte: eine Partnerin auf dem Seil.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Jahr

Woge, Welle neuer Tage!
Du auch spinnst aus Lust und Plage
Deinen bunten Stundenlauf.

Wirf in dunkle Sorgenquellen
Der Erkenntnis Flammenstrahlen,
Mut in Hirn und Herz und Mark.

Von den Bergen bis zum Meere
Seht der Arbeit stolze Heere!
Der du zögerst, wand're mit!

So entfalte deine Schwingen:
Aufwärts, auswärts zum Gelingen
Führe uns, du neues Jahr!

Ernst Preussing

Ein stiller Duldner. Schnee hüllt das Land.
Weich und flüchtig schüttelt es die ganze Nacht.

Als dann die Mädchen kamen, die in ihren
Hutkörben Einkäufe im Nachbarort machen

Januar. Das Volk hat für alle Monate des
Jahres bestimmte Worte geprägt, in denen es seine

was die verschiedenen europäischen Stämme über
den ersten Monat des Jahres sagen, sehr abweichend

Bei den germanischen Völkern, die
meist unter einem weniger strengen Winter zu

Die romantischen Völker benennen den Januar
fast nur als ausgesprochenen Regenmonat.

Im allgemeinen kann man aus den aufgezähl-
ten Wetterreimen den Schluss ziehen, daß wohl in

Hohenheim. In den Gesamtangaben von Schillers
Werken findet sich unter den letzten prosaischen Auf-

Mühle, Schulhaus, ein strohbedachtes Schweizerhaus
mit kostbarer Majolikafassung, auch ein e gotisch

Von dieser ganzen Herrlichkeit ist heute kaum
eine Spur zurückgeblieben. Ein Besuch Hohenheims

Da diese Person in Schubarth und Schiller
Leben verflochten ist, sei einiges über sie mitgeteilt.

Einen besseren Geschmack als mit dem „englische
Dörchen“, bewies der Herzog mit der Wahl Söcher-

Es folgte nun eine Zeit des Verfalls, bis 1811
das Schloß, dessen Plafondgemälde von Guibal noch

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ b-
stimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Linden-

Nachdruck des Inhalts verboten!